WerkstattGeschichte 49, Klartext Verlag, Essen 2008, S. 51-71

■ Frank Biess

Die Sensibilisierung des Subjekts: Angst und »Neue Subjektivität« in den 1970er Jahren[1]

> *»Wo immer man hinsieht und wo immer man sich bewegt, ob man politischen Debatten beiwohnt oder die öffentliche Auseinandersetzung im vorpolitischen Raum verfolgt, ob man Zeitgenossen in private Gespräche verwickelt oder dem nachgeht, was durch die Medien geistert: man stößt überall auf ein Phänomen, das man in opulenten Gesellschaften mit starken Sicherheitsgarantien nicht vermuten möchte, das aber für unsere Zeit, auch oder gerade für unsere unmittelbare Zeit typisch zu sein scheint: die Leute haben Angst.«*[2]

Mit dieser Diagnose einer angsterfüllten Zeitstimmung begann ein Leitartikel über »Angst als Zivilisationskrankheit« in der *Herder Korrespondenz*, einer katholischen Monatsschrift für Gesellschaft und Kultur, im April 1977. Der Autor, D. A. Seeber, fügte eine lange Liste von Ängsten an, die von der »Angst vor Krankheit mit sozialpsychologisch erkennbaren Einschlägen ins psychische Gleichgewicht« über Zukunftsängste der Jugend, soziale Ängste, die Angst vor Umweltverschmutzung, bis zur Angst vor der »Übermacht technischer und administrativer Apparate« reichte. Diese allgegenwärtige Angststimmung kontrastierte der Autor mit dem »blauäugigen Zukunftspathos« und den »innerweltlichen Zukunftsutopien« der vorangegangenen Dekade, die sich durch das Versprechen einer »repressionsfreien Gesellschaft« oder durch die vom »Heilsbringer Staat« initiierten Reformen aus »aller selbst- und fremdverschuldeten Unmündigkeit« zu befreien versucht hätte.

Man mag diese Zeitdiagnose als konservative Denunziation der mit der Studentenbewegung verbundenen Zukunftshoffnungen lesen, zumal der Autor letztlich die christlichen Kirchen und das »Bewusstsein der [...] Geborgenheit in Gottes Hand« als wichtigste Mittel der Angstabwehr propagierte. Auch war die kulturpessimistische Wahrnehmung, in einer besonders angsterfüllten Zeit zu leben, immer schon Teil der Selbstreflexion der Moderne. Schließlich war dieser Text auch Teil einer Tradition westdeutscher Selbstanalysen, die die Bundesrepublik von Anfang an begleiteten und den Deutschen eine besondere Angstneigung attestierten.[3] Dennoch benannte der oben zitierte Artikel einen wichtigen gesell-

1 Für kritische Hinweise und Kommentare danke ich Robert Moeller, Mary Nolan, Bernd Pieper, Miriam Rürup und Brigitta Schmidt-Lauber sowie der Redaktion. Ebenso profitiert habe ich von einer ersten Diskussion dieser Thesen auf der von Bernd Weisbrod organisierten Tagung zur »Neuen Subjektivität« in Göttingen im November 2007 wie auch von dem »last-minute-input« des von Ute Frevert geleiteten Kolloquiums zur Geschichte der Emotionen in Berlin.

2 D. A. Seeber, Angst als Zivilisationskrankheit?, in: Herder Korrespondenz 31 (1977) 4, S. 165–168, hier S. 165.

3 Für je ein Beispiel aus dem »linken« und aus dem »rechten« Lager vgl. Erich Kuby, Die deutsche Angst. Zum Rechtsdrift in der Bundesrepublik, Bern 1970 und Armin Mohler, Was die Deutschen fürchten: Angst vor Politik, Angst vor Geschichte, Angst vor Macht, Stuttgart 1965. Vgl. auch Axel Schildt, ›German Angst‹: Überlegungen zur Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik, in: Daniela Münkel/Jutta Schwarzkopf, Geschichte als Experiment. Studien zu Politik,

schaftlichen Stimmungsumschwung, dessen Wahrnehmung auch nicht auf das konservative Milieu beschränkt blieb. So beschloss Detlef Siegfried seine große Studie zur Jugendkultur der 1960er Jahre mit der Feststellung, dass der »hochfliegende Optimismus vieler Subkulturen« im Übergang zu den 1970er Jahren einem »allgemeineren Pessimismus wich, der auf staatliche Repression ebenso reagierte wie auf ein Erstarken der Konservativen.«[4]

I. Das angstbesetzte Selbst

Ziel dieses Beitrages ist es, die zeitgenössische Wahrnehmung einer ubiquitären Angst in den 1970er Jahren mit dem Verweis auf die Genese einer neuen Form von Subjektivität zu erklären. Das neue Subjekt der 1970er Jahre, so die These, war auch ein angstbesetztes Subjekt. Es konstituierte sich über die Vielzahl der Gefahren, die es wahrnahm und für die es gewissermaßen als seismographischer Resonanzboden fungierte. Gleichzeitig wurde das Subjekt aber auch selbst zur Quelle der Angst. Eine neue Kultur der Selbstreflexion und Introspektion schärfte ein Bewusstsein für die aggressiven und potentiell (selbst)zerstörerischen Impulse des Selbst, die jederzeit hervorbrechen konnten und die es unter Kontrolle zu halten galt. Die Proliferation der Ängste in den 1970er Jahren resultierte daher nicht nur aus dem Anwachsen durchaus realer Gefahren im Zeitalter von Wirtschaftskrise, Umweltzerstörung und Terrorismus. Die gefühlte Allgegenwart der Angst war auch das Produkt einer neuen angstbesetzten Subjektivität, die erst die Wahrnehmungsraster schuf, über die sich die Bedeutung dieser Gefahren für das Individuum erschloss.

In diesem Sinne problematisiert der Aufsatz auch die in der psychologischen Literatur immer wieder behauptete Unterscheidung zwischen einer auf objektiven Gefahren basierenden »Realangst« oder Furcht einerseits und einer aus psychischen Konflikten des Individuums resultierenden »neurotischen Angst« andererseits.[5] »Furcht« und »Angst« oszillierten vielmehr ständig und waren wechselseitig aufeinander bezogen. Schon Freud konstatierte, dass »auch die äußere Realgefahr eine Verinnerlichung gefunden haben [muss], wenn sie für das Ich bedeutsam werden soll.«[6] Die Dichotomie zwischen objektiv begründeter und damit rationaler und legitimer »Furcht« einerseits und neurotischer (irrationaler und illegitimer) »Angst« andererseits war darüber hinaus selbst immer schon Teil der zeitgenössischen Angstdiskurse und eignet sich deswegen nur begrenzt als analytisches Instrumentarium.[7]

Die Entstehung einer »neuen Subjektivität« in den 1970er Jahren war bisher vor allem Gegenstand literaturwissenschaftlicher Untersuchungen. Eine Reihe oft autobiographisch geprägter Texte wie Verena Stefans *Häutungen*, Karin Strucks *Klassenliebe* oder Peter Schneiders *Lenz* artikulierten eine neue Form der Selbsterkundung des Privaten, Intimen, und

Kultur und Alltag im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Adelheid von Saldern, Frankfurt a. M. 2004, S. 87–97.

4 Detlef Siegfried, ›Time is on my Side‹. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre, Göttingen 2006, S. 754.

5 Vgl. Borwin Bandelow, Das Angstbuch. Woher Ängste kommen und wie man sie bekämpfen kann, Hamburg 2004.

6 Sigmund Freud, Hemmung, Symptom und Angst, Wien 1926, S. 304.

7 Zu dieser Unterscheidung vgl. Joanna Bourke, Fear and Anxiety: Writing about Emotion in Modern History, in: History Workshop Journal 55 (2003), S. 111–133. Zur Semantik der Begriffe vgl. Henning Bergenholtz, Das Wortfeld ›Angst‹. Eine lexikographische Untersuchung mit Vorschlägen für ein großes interdisziplinäres Wörterbuch der deutschen Sprache, Stuttgart 1980.

Persönlichen, die sich oft auch gegen die Reduzierung des Privaten zu einer Funktion des Politischen in der Studentenbewegung wandte.[8] Mit der Wendung nach innen war jedoch nicht notwendigerweise eine Entpolitisierung verbunden. Vielmehr wurde das Ich geradezu zum Resonanzboden für oft als pathologisch empfundene gesellschaftliche Einflüsse, die dann durch schonungslose und möglichst authentische Artikulation der eigenen Betroffenheit und Emotionalität wieder nach außen gekehrt werden sollten.

Analog zu dem literaturwissenschaftlichen Befund einer »neuen Subjektivität« um 1970 identifizierte auch der Soziologe Andreas Reckwitz die 1960er und 1970er Jahre als Inkubationsphase einer neuen Subjektkultur.[9] Ausgehend von den kulturellen Revolten der 1960er Jahre habe sich in diesem Zeitraum ein »postmodernes konsumptorisches Kreativsubjekt« herausgebildet, das die vorangehenden Subjektmodelle – das bürgerliche Subjekt des 19. Jahrhunderts und das nach-bürgerliche Angestelltensubjekt seit den 1920er Jahren – verdrängt habe. Dieses »konsumptorische Kreativsubjekt« zeichnete sich unter anderem durch eine neue Form der emotionalen Expressivität aus, die es auch durch die gezielte Wahl von sozialen und intimen Beziehungen zu kultivieren galt.[10] Die historische Veränderung von Affektstrukturen wird bei Reckwitz allerdings eher beschrieben als erklärt. Außerdem bleibt sein Modell zu weit gefasst, um historisch kontingentere Verschiebungen der Subjektkulturen, beispielsweise von den 1960ern zu den 1970er Jahren, nachzuzeichnen. Schließlich erscheint das konsumptorische Kreativsubjekt als ein zu optimistisches, die Bedeutung von Angst für die Konstituierung »neuer Subjektivität« bleibt unterbelichtet.

Trotz eines gewachsenen zeitgeschichtlichen Interesses an den 1970er Jahren hat die Geschichtswissenschaft diese historischen Transformationen des Subjektivitätsverständnisses bisher weitgehend außer Acht gelassen. Dabei scheint die Frage nahe liegend, inwiefern die »neue Subjektivität« der 1970er Jahre verbunden war mit den strukturellen Transformationen »nach dem Boom", über die sich mit Energiekrise und wachsender transnationaler Verflechtung bereits die Probleme des frühen 21. Jahrhunderts ankündigten.[11] Dieser Beitrag versucht daher, die Genese, Erscheinungsformen und Folgewirkungen einer neuen angstbesetzten Subjektivität in die Gefühls- und insbesondere die Angstgeschichte der Bundesrepublik einzuordnen und dadurch weiter zu kontextualisieren und zu historisieren. Tatsächlich markierte die »neue Subjektivität« der 1970er Jahre einen Kulminations- und Wendepunkt in der Angstgeschichte der Bundesrepublik, und zwar in mindestens dreifacher Hinsicht.

Erstens verkehrte die neue Kultur expressiver Emotionalität das traditionell bürgerliche und im Nationalsozialismus hypostasierte Verbot öffentlicher Angstbekundungen in sein Gegenteil. Während der psychiatrische Fachdiskurs noch in den 1950er Jahren nahezu jede Form von Angst als pathologisches Symptom einer Neurose oder gar als Indiz einer euge-

8 Zur »Neuen Subjektivität« vgl. Thomas Anz, Neue Subjektivität in: Dieter Borchmeyer und Viktor Zmegac (Hg.), Moderne Literatur in Grundbegriffen, Frankfurt a. M. 1987, S. 283–286; Hermann Schlösser, Subjektivität und Autobiographie, in: Klaus Briegleb/Sigrid Weigel (Hg.), Gegenwartsliteratur seit 1968, München 1992, S. 405–423.

9 Andreas Reckwitz, Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Göttingen 2006. Reckwitz definiert Subjektkultur als »sozial-kulturelle Form der Subjekthaftigkeit, in die sich der einzelne einschreibt«, ebd., S. 2.

10 Ebd., S. 527–610.

11 Anselm Döring-Manteuffel, Nach dem Boom: Brüche und Kontinuitäten der Industriemoderne, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 55 (2007) 4, S. 559–581, Konrad Jarausch (Hg.), Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte, Göttingen 2008.

nisch begründeten Minderwertigkeit ansah, erschien die Kommunikation von Angst nun als rationale, der Gesundheit von Körper und Geist zuträgliche Verhaltensform.[12]

Zweitens markierte das emotionale Regime der 1970er Jahre eine Verschiebung der Angstquellen von »außen« nach »innen«, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, von kollektiven zu eher auf das Individuum bezogenen Ängsten.[13] In den 1940er und 1950er Jahren standen vor allem durch externe Bedingungen verursachte Ängste im Vordergrund – etwa die Angst vor der Vergeltung durch die Alliierten oder die Kriegsangst im Zeichen der multiplen Krisen des Kalten Krieges. Im Verlauf der 1960er und 1970er Jahre verschob sich die emotionale Ökonomie der Aufmerksamkeit dagegen in Richtung innerer Bedrohungen, die die innere Integrität individueller Subjekte wie auch der Gesellschaft als Ganzem zu gefährden schienen.[14]

Drittens ist die Angstkultur der 1970er Jahre schließlich auch abzugrenzen von der Gefühlskultur der Studentenrevolte, aus der sie zwar hervorging, über die sie aber auch hinauswies. Obwohl die Ängste der Achtundsechziger noch einer genauen Untersuchung harren, war der grundsätzliche Impetus der Studentenbewegung doch ein optimistischer.[15] Die Emotionalität der Achtungsechziger war von innen nach außen gerichtet, die Freisetzung und Artikulation von Emotionen diente als Vorbedingung gesellschaftlicher Transformationen.[16] Im Übergang zu den 1970er Jahren verschob sich dagegen die Optik von außen nach innen, Körper und Psyche fungierten nun mehr als passiver und oft leidender Resonanzboden für eine zunehmend als pathologisch empfundene Umwelt. Angst nahm in diesem Gefühlsregime eine privilegierte Position ein, weil diese Emotion das Subjekt erst sensibilisierte für bisher möglicherweise nicht wahrgenommene neue Gefahrenmomente. Dies bedeutet allerdings nicht, dass alle Individuen in den 1970er Jahren notwendigerweise Angst erfuhren. Angst repräsentierte vielmehr nur *eine*, wenn auch zunehmend bedeutsame Dimension, im subjektiven Emotionshaushalt, und zwar sowohl auf der normativen Ebene der Subjetkulturen wie auch auf der Ebene alltäglicher Gefühlspraktiken. Gleichzeitig wurde die eigene emotionale Betroffenheit – auch und gerade über Angst – zum Ausgangspunkt politischen Handelns. Die Erfahrung von Angst führte daher nicht notwendigerweise zu Lähmung oder passiver Resignation, sondern konnte durchaus auch aktivierend und mobilisierend wirken.

Doch wie lässt sich die historische Genese angstbesetzter Subjektivität in den 1970er Jahren erklären? Welche historischen Prozesse bereiteten den Boden für die Wahrnehmungsraster, über die sich die angstbesetzten Subjekte der 1970er Jahre konstituierten? Im

12 Zum Angstregime in den 1950er Jahren, vgl. Frank Biess, ›Everybody Has a Chance.‹ Civil Defense, Nuclear Angst, and the History of Emotions in Postwar Germany, in: German History, im Druck.

13 William Reddy definierte »emotionale Regime« als ein »Set von normativen Emotionen und den offiziellen Ritualen, Praktiken und emotionalen Sprechakten, die diese ausdrücken und einschärfen« sowie als »notwendigen Unterbau jedes politischen Regimes«, William Reddy, The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions, Cambridge 2001, S. 129.

14 Zu Emotionen und Aufmerksamkeitsökonomie vgl. Jakob Tanner, Das Rauschen der Gefühle. Vom Darwinischen Universalismus zur Davidsonschen Triangulation, in: Nach Feierabend. Züricher Jahrbuch für Wissensgeschichte 2 (2006), S. 129–152.

15 Dies betont auch Geoff Eley, Forging Democracy. The History of the Left in Europe, 1850–2000, Oxford 2002.

16 Belinda Davis, Provokation als Emanzipation. 1968 und die Emotionen, in: Vorgänge 42 (2003) 4, S. 41–49.

Folgenden sollen diese Fragen mit Blick auf drei Kontexte beantwortet werden: auf den internationalen Kontext des Kalten Krieges, insbesondere die Entspannungspolitik, auf die Erinnerungskultur sowie auf neue Körperdiskurse, besonders im Hinblick auf Krankheiten wie Krebs. Auch wenn diese drei Bereiche auf den ersten Blick eher disparat und zusammenhanglos scheinen mögen, so nahmen sie doch eine zentrale Bedeutung für die Formierung politischer Subjektivitäten und emotionaler Regime in Westdeutschland ein. Sie verweisen zudem auf die Kombination internationaler (Entspannungspolitik), nationaler (Erinnerungskultur) und transnationaler (Körperdiskurse) Faktoren, über die sich die neue Subjektivität der 1970er Jahre konstituierte. Das angstbesetzte Selbst war somit weder genuin deutsch noch rein transnational, sondern repräsentierte eine Mischform aus national spezifischen und transnationalen Aspekten. Im dritten Teil wird schließlich gefragt, mit welchen neuen Sicherheitsstrategien die Zeitgenossen den Angstkonjunkturen der 1970er Jahre begegneten. Am Ende bietet der Aufsatz einen Ausblick auf die (Re-) Politisierung angstbesetzter Subjektivität im Kontext der politischen Auseinandersetzungen der 1980er Jahre.

II. Genealogien der Angst

a) Entspannungspolitik

Trotz einer zunehmend propagierten Kulturgeschichte der Politik oder des Politischen gehört es nach wie vor nicht zu den historiographischen Gepflogenheiten, die Bedeutung der internationalen Beziehungen oder gar der Diplomatiegeschichte für die Kulturgeschichte zu unterstreichen. Dennoch war die internationale Situation gerade in der Bundesrepublik für die Formierung politischer Subjektivitäten und emotionaler Regime enorm wichtig. Dies lag nicht nur daran, dass die Bundesrepublik aus einer internationalen Katastrophe hervorgegangen war, sondern resultierte auch aus der neuen Lage an der vordersten ideologischen und geopolitischen Front des Kalten Krieges. So war beispielsweise die emotionale Vergemeinschaftung der Westdeutschen mit dem Westen, insbesondere mit Amerika, einer der zentralen Gründe für den graduellen Rückgang der Ängste im Kalten Krieg und ein wachsendes Vertrauen in das auf der amerikanischen Nukleargarantie aufbauende Sicherheits-Arrangement des Kalten Krieges.[17]

Es mag auf den ersten Blick paradox erscheinen, in der Entspannungspolitik der 1960er und frühen 1970er Jahre einen Kontext für die Entstehung angstbesetzter Subjektivitäten zu identifizieren, bewirkten die im Zuge der Ostpolitik zwischen 1970 und 1973 abgeschlossenen Ostverträge doch ein unbestreitbares Anwachsen von äußerer Sicherheit. Darüber hinaus verschaffte der verringerte Außendruck des Kalten Krieges erst den Gestaltungsraum für ein ambitioniertes Programm innenpolitischer Reformen, insbesondere unter der ersten Regierung Brandt.[18] Dennoch förderte die Entspannungspolitik genau jene Wende »nach innen«, die zum entscheidenden Kriterium der »neuen Subjektivität« auf der Ebene des Indi-

17 Andreas Daum, Kennedy in Berlin. Politik, Kultur und Emotionen im Kalten Krieg, Paderborn 2003; Michael Geyer, Amerika in Deutschland. Amerikanische Macht und die Sehnsucht nach Sicherheit, in: Frank Trommler/Elliott Shore (Hg.), Deutsch-amerikanische Begegnungen. Konflikt und Kooperation im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart/München 2001, S. 155–187.

18 Jeremi Suri, Power and Protest. Global Revolution and the Rise of Detente, Cambridge/Mass. 2003; Mary E. Sarotte, Dealing with the Devil. East Germany, Detente, and Ostpolitik,

viduums werden sollte. Entspannungspolitik bedeutete nämlich auch, wie Gottfried Niedhart und Oliver Bange argumentieren, die »Selbstanerkennung der Bundesrepublik«.[19] Mit der *de facto* Anerkennung der »Unverletzlichkeit« (nicht aber der »Unveränderbarkeit«) der nach dem Zweiten Weltkrieg entstandenen Grenzen verabschiedete sich die Bundesrepublik sukzessive von der Vorstellung, nur ein Provisorium auf dem Weg zu einem künftigen Gesamtdeutschland darzustellen. Damit verbunden war auch die graduelle Loslösung der Bundesrepublik von jenen Orientierungspunkten, die während der Hochphase des Kalten Krieges Identität und Sicherheit versprachen, nämlich die anti-totalitäre Abgrenzung von der DDR einerseits und die »symbiotische Freundschaft« mit den USA andererseits.[20]

Dieser Verlust an Gewissheiten äußerte sich in der Popularität sozialwissenschaftlicher Theorien, die die wachsende »Konvergenz« fortgeschrittener westlicher Industriestaaten jenseits antagonistischer Ideologien postulierten. Obwohl in dieser »gefühlten Konvergenz« – tatsächlich entwickelten sich Ost und West ab diesem Zeitpunkt eher auseinander – auch die Hoffnung auf einen politischen Wandel im Osten angelegt war, verwiesen diese Theorien dennoch auf den Verlust des moralisch-politischen Überlegenheitspostulats, das für die Identität der Bundesrepublik in der Hochphase des Kalten Krieges so entscheidend gewesen war.[21] Selbstanerkennung bedeutete in diesem Zusammenhang auch wachsende Selbst-Reflexivität und Selbstzweifel. Nicht umsonst entwickelte sich in den 1970er Jahren auch ein breit angelegter Krisendiskurs, der die Bundesrepublik entweder – auf der Linken – in einer »Legitimationskrise« spätkapitalistischer Gesellschaften sah oder sich aber – auf der Rechten – um die prinzipielle »Unregierbarkeit« liberal-demokratischer Staaten sorgte.[22]

Die abnehmende Integrationskraft des Außendrucks des Kalten Krieges durch die Entspannungspolitik provozierte die Suche nach neuen inneren Integrationsklammern. Es ist bekannt, dass der wachsende Kontakt zwischen Ost und West infolge der Entspannungspolitik mit einem Anwachsen des Repressionsapparates in den kommunistischen Diktaturen verbunden war. Die Zahl der Stasi-Mitarbeiter in der DDR stieg in den 1970er Jahren explosionsartig an.[23] Aber auch im Westen ging die Öffnung gegenüber dem Osten mit verstärkten Ängsten vor einer Subversion der »freiheitlich-demokratischen« Grundordnung im Inneren einher. Man muss nicht so weit gehen wie der amerikanische Historiker Jeremi

1969–1979, Chapel Hill 2001; Timothy Garton Ash, In Europe's Name. Germany and the Divided Continent, New York 1993.

19 Oliver Bange/Gottfried Niedhart, Die Relikte der Nachkriegszeit beseitigen: Ostpolitik in der zweiten außenpolitischen Formationsphase der Bundesrepublik im Übergang von den Sechziger zu den Siebzigerjahren, in: Archiv für Sozialgeschichte 44 (2004), S. 415–448.

20 Zum spannungsreichen Verhältnis mit den USA in den 1970er Jahren vgl. Klaus Wiegrefe, Das Zerwürfnis. Helmut Schmidt, Jimmy Carter und die Krise der deutsch-amerikanischen Beziehungen, Berlin 2005.

21 Alexander Nützenadel, Die Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Politik und Expertenkulturen in der Bundesrepublik, 1949–1973, Göttingen 2005; Thomas Ekmann Joergensen, Friedliches Auseinanderwachsen. Überlegungen zu einer Sozialgeschichte der Entspannung 1960–1980, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe 3 (2006) 3. URL: http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Jorgensen-3–2006.

22 Vgl. Gabriele Metzler, Staatsversagen und Unregierbarkeit in den siebziger Jahren? in: Konrad Jarausch (Hg.), Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte, Göttingen 2008, S. 243–260; Ralph Jessen, Bewältigte Vergangenheit – blockierte Zukunft. Ein prospektiver Blick auf die bundesrepublikanische Gesellschaft am Ende der Nachkriegszeit, in: ebd., S. 177–195.

23 Sarotte, Dealing with the Devil.

Suri, der die Entspannungspolitik primär als Mittel der konservativen Eindämmung einer weltweiten Protestbewegung sieht.[24] Vielmehr schuf die Entspannungspolitik genau jenen Raum, in dem die »innere« Sicherheit nicht mehr nur Voraussetzung äußerer Sicherheit war, sondern in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses und auch öffentlicher Ängste rückte. Das polyvalente und vieldeutige Konzept der »inneren Sicherheit«, dessen Entstehung keineswegs nur eine Reaktion auf den Terrorismus war, repräsentierte somit die Kehrseite einer massiven Proliferation »innerer« Ängste.[25] Das mit der Entspannungspolitik verbundene Anwachsen an äußerer Sicherheit schien somit einher zu gehen mit einem neuen Ausmaß an innerer Unsicherheit.

b) Erinnerungskultur

Neben der internationalen Situation war die Erinnerungskultur eine Quelle neuer und angstbesetzter Subjektivität in den 1970er Jahren. Während der gesamten Nachkriegsgeschichte fungierte die Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus, Krieg und Holocaust nie nur als retrospektive Suche nach einer brauchbaren Vergangenheit. Sie enthielt auch eine *prospektive* Funktion und war Ausgangspunkt für Gegenwartsdiagnose und Zukunftsantizipation. In diesem Sinne war die öffentliche und die private Erinnerung an die Gewalterfahrungen des Zweiten Weltkrieges für die Deutschen immer auch eine Quelle der Angst. Man konnte sich nie sicher sein, dass sich die Geschichte nicht doch wiederholen und die Vergangenheit gewissermaßen das Skript für die Zukunft liefern würde. Die Kriegsängste der 1950er Jahre lassen sich wesentlich über diese Funktion der erinnerten Vergangenheit als antizipierte Zukunft interpretieren.[26]

Angesichts dieser Bedeutung der Erinnerung für die Angstgeschichte der Nachkriegszeit erscheint es kaum verwunderlich, dass sich die dramatischen Verschiebungen in der westdeutschen Erinnerungskultur seit den späten 1950er Jahren auch auf das westdeutsche Gefühlsregime auswirkten. Im Mittelpunkt stand dabei die Abschwächung des deutschen Opfer- und Leidensdiskurses und eine verstärkte öffentliche Diskussion über die Rolle zumindest einiger Deutscher als Täter. Diese Diskussion gründete sich vor allem auf die Wiederaufnahme der justiziellen Aufarbeitung der Nazi-Vergangenheit in einer Reihe spektakulärer und öffentlichkeitswirksamer Prozesse: dem Ulmer Einsatzgruppenprozess (1958), dem Eichmann-Prozess in Jerusalem (1961) und dem Frankfurter Auschwitz-Prozess (1963–1965). Die NS-Prozesse konfrontierten die deutsche Öffentlichkeit (erneut) mit der Frage, wie und warum vermeintlich normale und angepasste Bürger während des Dritten Reichs abscheuliche Verbrechen begangen hatten. Diese kritische Auseinandersetzung mit der Nazi-Vergangenheit beförderte eine zunehmend psychologisierende Blickrichtung, die den Blick von der vermeintlich stabilen Außenfassade bürgerlicher Subjekte auf deren innere Abgründe richtete.[27] Teile der seit den 1960er Jahren entstehenden Neuen Linken

24 Suri, Power and Protest.

25 Klaus Weinhauer, Terrorismus in der Bundesrepublik der Siebzigerjahre. Aspekte einer Sozial- und Kulturgeschichte der Inneren Sicherheit, in: Archiv für Sozialgeschichte 44 (2004), S. 219–242; Thomas Kunz, Der Sicherheitsdiskurs. Die innere Sicherheitspolitik und ihre Kritik, Bielefeld 2005.

26 Vgl. hierzu Biess, ›Everybody Has a Chance.‹

27 Paul Nolte, Von der Gesellschaftsstruktur zur Seelenverfassung. Die Psychologisierung der Sozialdiagnose in den sechziger Jahren, in: Tobias Freimüller (Hg.), Psychoanalyse und Protest. Alexander Mitscherlich und die Achtundsechziger, Göttingen 2008, S. 70–94.

machte sich diese psychologisierende Deutung – insbesondere über die Schriften Adornos zum »autoritären Charakter« oder die Arbeiten von Herbert Marcuse – zu eigen. Die antisemitischen Schmierereien des Jahres 1959/60 oder die kurzzeitigen Erfolge der NPD schienen die Befürchtung zu bestätigen, dass gewissermaßen unter der Fassade der westdeutschen liberalen Demokratie faschistische oder »faschistoide« Tendenzen brodelten, die jederzeit zum Ausbruch kommen konnten. Diese Wahrnehmung blieb nicht nur auf die Neue Linke beschränkt, sondern wurde auch von selbstbekennenden Liberalen wie dem Historiker und Politologen Waldemar Besson geteilt. Die Zuschauerreaktionen auf eine von ihm konzipierte Fernsehserie zum Dritten Reich Anfang der 1960er Jahre eröffneten demnach »Abgründe« und enthüllten »den Bodensatz des Inhumanen in unserer Gesellschaft«.[28] Die neue Präsenz der NS-Vergangenheit trug in dieser Lesart maßgeblich zur Innenverlagerung von Ängsten bei, deren Objekte zunehmend innerhalb der westdeutschen Gesellschaft oder sogar innerhalb ihrer bürgerliche Subjekte selbst lokalisiert wurden.

Trotz dieser Innenverlagerung von Angst war die Erinnerungskultur der 1960er Jahre allerdings auch gekennzeichnet von Abwehrmechanismen, die die moralische Integrität des Subjektes gegen das neu entdeckte »faschistische Andere« zu beschützen versuchten. Mit nur wenigen Ausnahmen rezipierte die deutsche Öffentlichkeit beispielsweise gerade *nicht* Hannah Arendts Einsicht in die Banalität und damit auch Allgegenwärtigkeit des Bösen, wie sie sie in *Eichmann in Jerusalem* formuliert.[29] Stattdessen unterstrich die öffentliche Wahrnehmung der NS-Täter deren Andersartigkeit als Barbaren, Bestien und Sadisten.[30] Wie David Pendas gezeigt hat, produzierte der Rekurs auf subjektive Beweggründe in der deutschen Rechtsprechung ebenfalls eine Fokussierung auf einzelne sadistische und besonders gewalttätige Akte der NS-Täter und nicht deren systematische Mitwirkung am Genozid. Wenn überhaupt, dann beschrieben Kommentatoren die Gewöhnlichkeit der NS-Täter in sequentieller Reihenfolge: Sie waren erst Bestien und wurden dann auf wundersame Weise gewöhnliche Bundesbürger.[31] Interessanterweise perpetuierte die Neue Linke diese Distanzierungsmechanismen, indem sie das faschistische Böse immer nur im radikal Anderen lokalisierte, in Individuen und Gruppen, die primär über ihre soziale Position definiert waren: der Industrielle, der zynische Medienmogul, der belastete Hochschullehrer, der brutale Polizist.

Im Verlauf der 1970er Jahre brachen diese Distanzierungsmechanismen allerdings sukzessive zusammen, und zwar vor allem aus zwei Gründen. Zum einen erklärten politische Aktivisten der Neuen Linken nun ihr eigenes politisches Scheitern mit zuvor unbewussten mentalen und biographischen Verstrickungen mit ihrer Elterngeneration. Das faschistische Andere ließ sich nicht mehr völlig von dem eigenen antifaschistischen Selbst abgrenzen, sondern wurde als gewissermaßen innerlich präsent wahrgenommen. Dies wurde deutlich in Bernward Vespers Romanfragment *Die Reise*, in dem der Autor mehrfach von den

28 Waldemar Besson, Wie ich mich geändert habe, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 19 (1971) 4, S. 401, zit. in A. Dirk Moses, German Intellectuals and the Nazi Past, New York 2007, S. 164.

29 Peter Krause, Der Eichmann Prozess in der deutschen Presse, Frankfurt a. M. 2002.

30 Ulrike Weckel/Edgard Wolfrum (Hg.), ›Bestien‹ und ›Befehlsempfänger‹: Frauen und Männer in NS-Prozessen nach 1945, Göttingen 2003.

31 David O. Pendas, The Frankfurt Auschwitz Trial, 1963–65: Genocide, History, and the Limits of Law, Cambridge 2006, S. 263–264.

Umtrieben eines, wie er es nannte, »Hitler in mir« berichtete.[32] Aber auch Ulrike Meinhof begann in der Isolationshaft von Stammheim sich selbst als »scheinheiliges Schwein der herrschenden Klasse« zu denunzieren, das nie über seine »Sozialisation als Faschist hinausgekommen« sei.[33] Klaus Theweleits Kultbuch *Männerfantasien* war ebenso von dem Bestreben getrieben, die inneren psychologischen Antriebe der faschistischen Persönlichkeit zu eruieren, die der Autor aufgrund seiner autoritären Erziehung bei sich selbst angelegt sah.[34] Schließlich wurde auch die Väterliteratur der späten 1970er und 1980er Jahre, in der die Nachgeborenen ihre biografisch-mentale Verstrickung mit nationalsozialistischen oder zumindest der Kriegsgeneration angehörigen Vätern thematisierten, zu einem der Hauptorte der literarischen »Neuen Subjektivität«.[35]

Tatsächlich gründete sich die Vorstellung einer »Neuen Subjektivität« gerade im linksalternativen Milieu auf die Perzeption eines inneren Weiterwirkens vorgegebener kleinbürgerlicher (und damit in der Logik der Linken immer auch »faschistischer«) Sozialisationsmuster, die es mittels neuer Formen der Introspektion zu entlarven galt. So diagnostizierte Michael Schneider im *Kursbuch* 1971 »unter der dünnen ›politischen‹ Oberfläche unserer Gruppe [...] ein[en] Hexenkessel unausgetragener Aggressionen, vermauerter Ängste und Komplexe, die, weil sie nie herausgelassen und ans Licht der Gruppenöffentlichkeit gezogen wurden, sich nur in neurotischen Symptomen äußerten.« Dabei mache, so Schneider, die »Verdrängung ihrer kleinbürgerlichen Gefühls- und Wunschwelt« die Mitglieder der linken studentischen Organisationen »subjektiv noch kränker, als sie durch ihren (klein-) bürgerlichen und faschistoiden Sozialisationsprozess meist ohnehin schon sind.«[36] Während sich die Studentenbewegung noch auf die Identifizierung des faschistischen Anderen in der westdeutschen Gesellschaft konzentriert hatte, wurde hier die Bewusstwerdung und – ebenso wichtig – die Artikulation »innerer« Ängste und Aggressionen als subjektive Vorstufe politischer Veränderung postuliert. Die Befreiung aus inneren, nicht äußeren Zwängen erschien nun als primäre Voraussetzung gesellschaftlicher Veränderung. Im *Pflasterstrand*, dem eine Zeit lang vielleicht wichtigsten Publikationsorgan im linksalternativen Milieu, klang das wie folgt: »Unser uraltes Bedürfnis nach dem Ausleben subjektiver Radikalität wendet sich jäh gegen uns selbst. Nicht mehr die Fesseln der Fabrik oder des Elternhauses oder der Uniseminare gilt es zu sprengen sondern die in uns selber«.[37] Eine neue Form emotionaler Expressivität und Sensibilität, die sich gerade auch auf die eigenen Ängste und Aggressionen richtete, firmierte als subjektive Vorbedingung politischen Handelns. Es galt, wie Karin

32 Zit. nach Gerd Koenen, Vesper, Baader, Ensslin. Urszenen des deutschen Terrorismus, Köln 2003, S. 311.

33 Zit. nach ebd., S. 315.

34 Sven Reichardt, Klaus Theweleits, »Männerphantasien« – ein Erfolgsbuch der 1970er-Jahre, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 3 (2006) 3, URL: http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Reichardt-3–2006.

35 Claudia Mauelshagen, Der Schatten des Vaters: Deutschsprachige Väterliteratur der Siebziger und Achtziger Jahre, Frankfurt a. M. 1995.

36 Michael Schneider, Gegen den Linken Dogmatismus, eine »Alterskrankheit« des Kommunismus, in: Kursbuch 25 (1971), S. 73–121, zit. in: Thomas Anz, Gesund oder krank? Medizin, Moral und Ästhetik in der deutschen Gegenwartsliteratur, Stuttgart 1989, S. 79.

37 Pflasterstrand 1978, zit. in: Dagmar Herzog, Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des Zwanzigsten Jahrhunderts, München 2005, S. 281.

Struck dies formulierte, die – immer auch mit faschistischem Habitus assoziierte – »Kälte in uns aufzutauen« und durch gefühlsintensive »Wärme« zu ersetzen.[38]

Der zweite Grund für den Zerfall der Abgrenzungsstrategien aus den 1960er Jahren war die zunehmende Schwierigkeit, den Ort des »faschistischen Anderen« genau zu lokalisieren. Ein Merkmal der bisher noch wenig erforschten Erinnerungskultur der 1970er Jahre war die Abkehr von den Gewissheiten des vorangegangen Jahrzehnts, die darin bestanden, immer schon genau zu wissen, wo die faschistische Bedrohung zu lokalisieren war. Stattdessen ermöglichte die Reduzierung des Außendrucks im Zeitalter der Entspannung eine Diffusion von Schuld und Verantwortung innerhalb der westdeutschen Gesellschaft. Dieser Prozess wurde auch durch psychologische Erkenntnisse aus dem Ausland befördert. Insbesondere die bereits in den 1960er Jahren in den USA durchgeführten Experimente von Stanley Milgram bestärkten die Wahrnehmung, dass das Potenzial nicht nur für autoritäres, sondern auch für grausames Verhalten in nahezu jedem Einzelnen angelegt war. Interessanterweise wurden die Ergebnisse Milgrams von der professionellen Geschichtswissenschaft weitgehend ignoriert, da sich die Holocaust-Forschung in den 1970er Jahren vornehmlich auf die Kontroverse zwischen »Intentionalisten« und »Funktionalisten« konzentrierte, der Frage individueller Tätermotivation jedoch keine allzu große Bedeutung zumaß.[39] Im breiteren öffentlichen Diskurs wurde das Milgram-Experiment jedoch durchaus rezipiert, einschließlich seiner potenziellen Bedeutung für den Holocaust.[40] Noch vor der Veröffentlichung der deutschen Ausgabe des Berichts über das Milgram-Experiment im Jahr 1974 stellte der deutsche Psychiater David Mantell das Experiment nach und kam zu ähnlichen Ergebnissen wie zuvor Milgram: 85 Prozent der Versuchspersonen verabreichten den Testpersonen die Höchststrafe von Elektroschocks mit 450 Volt. Die deutsche Replikation des Milgram-Experiments war daraufhin auch Thema eines im Oktober 1970 ausgestrahlten Fernsehfilms.[41] Auch wenn die Übertragbarkeit des Milgram-Experiments auf den Holocaust beschränkt war und bleibt, repräsentierte die These inhärenter Agressionspotentiale des Menschen einen Erkenntnisgewinn gegenüber den Distanzierungsmechanismen des vorangegangenen Jahrzehnts. Die öffentliche Diskussion des Milgram-Experiments beförderte die Vorstellungen einer Subjektivität, die ihrer eigenen moralischen Integrität nie ganz sicher sein konnte und sich dieser über verstärkte Introspektion immer wieder vergewissern musste.

Die Diffusion von Schuld und Verantwortung wie auch eine verstärkt emotionalisierte, subjektivere Auseinandersetzung mit der deutschen Vergangenheit wurde darüber hinaus

38 Karin Struck, Das Private ist das Politische, in: Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf (Hg.), Karin Struck, Frankfurt 1984, S. 52–58, hier S. 56. Vgl. auch Sven Reichardt, ›Wärme‹ als Modus sozialen Verhaltens – Vorüberlegungen zu einer Kulturgeschichte des linksalternativen Milieus vom Ende der sechziger bis Anfang der achtziger Jahre, in: Vorgänge 44 (2005), S. 175–187.

39 Das Milgram-Experiment blieb in der Holocaust-Forschung weitgehend unbeachtet; vgl. dazu Thomas Sandkühler/Hans-Walter Schmuhl, Milgram für Historiker. Reichweite und Grenzen einer Übertragung des Milgram-Experiments auf den Nationalsozialismus, in: Analyse und Kritik. Zeitschrift für Sozialtheorie 20 (1998), S. 3–26; zur Holocaust-Forschung der 1970er Jahre vgl. Nicolas Berg, Der Holocaust und die westdeutschen Historiker: Erforschung und Erinnerung, Göttingen 2004.

40 Gehorsam: Genügend Kretins, in: Der Spiegel 24 (1970) 40, S. 247–248; Hans Krieger, Ist Gehorsam eine Tugend? Quälen auf Befehl. Milgrams Experimente über das Verhalten gegenüber Autorität, in: Die Zeit 43 (1974), S. 31.

41 David Mantell, Das Potential zur Gewalt in Deutschland: eine Replikation unter Erwachsenen des Milgram-Experiments, in: Der Nervenarzt 42 (1971) 5, S. 252–257.

befördert von neuen Formen der Medialisierung, insbesondere über Film und Fernsehen. Bis in die Mitte der 1970er Jahre entstand in Westdeutschland ein saturierter Fernsehmarkt mit 18 Millionen Haushalten, von denen die Mehrheit erstmals keine direkte lebensgeschichtliche Verbindung zur Nazi-Zeit mehr hatte.[42] Und obwohl statistische Analysen einen Rückgang der Fernsehsendungen über die Nazi-Zeit – nach einer ersten Phase des Engagements in den 1960er Jahren – verzeichneten, stand am Ende der Dekade jenes Medienereignis, das die westdeutsche Erinnerungskultur fundamental transformierte: die Ausstrahlung der amerikanischen Fernsehserie *Holocaust* im Januar 1979 in allen Dritten Programmen. 10 bis 15 Millionen Westdeutsche sahen die Serie, die Fernsehsender wurden mit zehntausenden von Zuschauerzuschriften überhäuft. *Holocaust* löste eine neue Form einer emotionalisierten, subjektivierten Auseinandersetzung mit der Nazi-Vergangenheit aus, die der zeitgenössischen akademischen Geschichtswissenschaft mit ihrer Betonung auf Nüchternheit und Sachlichkeit diametral entgegenstand.[43] Laut Andreas Huyssen provozierte die Serie eine »emotionale Explosion« und konterkarierte so die »Furcht vor Emotionen und Subjektivität«, die – so Huyssen – selbst »historisch als eine Folge des Dritten Reiches verstanden werden muss.«[44] Die neue Form emotionaler Expressivität in der Konfrontation mit der nationalsozialistischen Vergangenheit beschränkte sich nicht auf Angst, sondern beinhaltete auch Gefühle wie Scham, Trauer und Erschrecken. Peter Märthesheimer, der WDR-Redakteur, der den Ankauf der amerikanischen Serie initiiert hatte, sah die Ausstrahlung von Holocaust gar als »angstlösend« an, da sie »uns von der schrecklichen, lähmenden Angst befreite, die für Jahrzehnte verdrängt blieb, dass wir in Wahrheit mit den Mördern im Bunde waren.«[45] Stattdessen beförderte *Holocaust* erstmals eine emotionale Identifikation mit den jüdischen Opfern des Nationalsozialismus. Die Figur des »Überlebenden« nahm eine zunehmend zentrale Position in der Erinnerungskultur ein und rückte – anders als in den 1960er Jahren– auch in den Mittelpunkt der Fernsehberichterstattung über NS-Verfahren wie den Majdanek-Prozess (1975–1981).[46] Die Empathie mit Opfern nationalsozialistischer Gewaltherrschaft bewirkte darüber hinaus aber auch eine zunehmende kulturelle Sensibilität für zeitgenössische Opfer von Genozid und Gewaltherrschaft. »Holocaust ist überall«, unterstrich der Publizist und Stern-Herausgeber Henri Nannen die wachsende paradigmatische Bedeutung für *alle* zeitgenössischen Formen von Rassismus und Gewaltherrschaft.[47] Gerade die universale Bedeutung des Holocausts zeigt aber auch, dass – anders als noch in den 1950er Jahren – nicht mehr die Erinnerung an die Nazi-Vergangenheit, sondern vielmehr die Möglichkeit des Vergessens als angstauslösend erschien. Im Übergang zu den 1980er Jahren definierte nun eine zunehmend expressive und umfangreiche Erinne-

42 Wulf Kansteiner, Nazis, Viewers and Statistic: Television History, Television Audience Research and Collective Memory in West Germany, in: Journal of Contemporary History 39 (2004) 4, S. 575–598.

43 Vgl. hierzu Berg, Der Holocaust und die westdeutschen Historiker, S. 616 ff.

44 Andreas Huyssen, The Politics of Identification: ›Holocaust‹ and West German Drama Author(s), in: New German Critique 19 (1980) 1, S. 117–136.

45 Zit. in: Huyssen, The Politics of Identification, S. 122.

46 Sabine Horn, »Jetzt aber zu einem Thema, das uns diese Woche alle beschäftigt.« Die westdeutsche Fernsehberichterstattung über den Frankfurt Auschwitz-Prozess (1963–65) und den Düsseldorfer Majdanek-Prozess (1975–81) – ein Vergleich, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 21. Jahrhunderts (2002), S. 13–43.

47 Henri Nannen, ›Ich war zu feige‹, in: Peter Märtesheimer/Igo Frenzel (Hg.), Im Kreuzfeuer: Der Fernsehfilm Holocaust. Eine Nation ist betroffen, Frankfurt a. M. 1979.

rungskultur das Gedenken an den Holocaust als zentraler Maßstab demokratischer Reife und westlicher Zivilisation.[48]

c) Die Wiederkehr des Körpers

Genauso wie die Erinnerungskultur der 1970er Jahre die subjektiven Dimensionen der Nazi-Vergangenheit in den Blick rückte, wurde der gesamte Bereich des privaten Lebens im Übergang von den Sechzigern in die Siebziger Jahre sowohl bedeutsamer als auch problematischer. Die Dekade zwischen der Mitte der 1960er und der Mitte der 1970er war geprägt von einer massiven Ausdehnung von Lebenschancen in den Bereichen Bildung, Freizeit, Konsum. Eine Pluralisierung von Lebensstilen und -formen wie auch eine wachsende Individualisierung im Zeichen eines breiteren Wertewandels gehörten zum Signum des Jahrzehnts. Mit der gestiegenen Bedeutung des Individuums wurde dieses aber auch verletzbarer.[49] Dies manifestierte sich insbesondere in einem gewandelten Verständnis von Krankheit und Gesundheit. Eine empirische Studie zu »Wertstrukturen und Wertewandel« in der Bundesrepublik von 1976 konstatierte nicht nur die außergewöhnlich hohe Bedeutung von Gesundheit für die Bundesbürger (84 Prozent gaben an, sich um ihren Gesundheitszustand zu sorgen), sondern diagnostizierte auch ein verändertes Verständnis von Gesundheit, das nicht mehr primär von ihrer »traditionell[en] Naturhaftigkeit, Willensunabhängigkeit und Zufälligkeit« ausging, sondern verstärkt »soziopsychische Krankheitsbedingungen« betonte, die durch »Handlungen der Menschen [gegeben]« waren.[50]

Der Körper als Medium der Erfahrung und Artikulation von Emotion rückte somit in den 1970er Jahren verstärkt in den Blickpunkt; Körperdiskurse fungierten als ein zentraler Ort der Genese des angstbesetzten Selbst. Die Thematisierung des Körpers vollzog sich vor allem über die erneute Popularisierung dessen, was Anne Harrington als »Leib-Seele«-Medizin bezeichnet, d. h. über kulturelle Narrative, die einen engen Zusammenhang zwischen psychischer Verfasstheit und somatischen Prozessen behaupten.[51] Psychosomatisch orientierte Krankheitsdiagnosen konnten dabei auf eine bis in die Weimarer Republik reichende Tradition zurückgreifen und wurden 1945 insbesondere von Alexander Mitscherlich als Leiter der Heidelberger Abteilung für psychosomatische Medizin fortentwickelt.[52] Ein psychosomatischer Ansatz war aber auch höchst kompatibel mit einer neusubjektiven Vorstellung

48 Berg, Der Holocaust und die westdeutschen Historiker, S. 642. Vgl. auch Tony Judt, Postwar. A History of Europe since 1945, New York 2005, S. 833 ff. Der westdeutsche Historikerstreit kann als letztlich gescheiterte Auflehnung konservativer Historiker gegen diese Zentralität des Holocausts gelesen werden.

49 Andreas Rödder, Werte und Wertewandel. Historisch-politische Perspektiven, in: Andreas Rödder/Wolfgang Elz (Hg.), Alte Werte – neue Werte. Schlaglichter des Wertewandels, Göttingen 2008, S. 9–25. Im allgemeinen Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt a. M. 1994.

50 Peter Kmieciak, Wertstrukturen und Wertewandel in der Bundesrepublik Deutschland – Grundlagen einer interdisziplinären empirischen Wertforschung mit einer Sekundäranalyse von Umfragedaten, Göttingen 1976, S. 291.

51 Anne Harrington, The Cure Within. A History of Mind Body Medicine, New York 2008. Zur Popularisierung der Psychosomatik in den 1970er Jahren vgl. Rainer Doubrawa, Von der Körpermedizin zur Psychosomatik, in: Psychologie Heute 3 (1976) 4, S. 41–54.

52 Tobias Freimüller, Alexander Mitscherlich. Gesellschaftsdiagnosen und Psychoanalyse nach Hitler, Göttingen 2007.

des Körpers als eine Art »Registratur«, in der die »Prosa des Lebens« verzeichnet wurde und die »nach Bilanzierung der Narben mit Krankheit reagiert«.[53] Wie mehrere literaturwissenschaftliche Arbeiten gezeigt haben, gründete sich die literarische Stilisierung einer »Neuen Subjektivität« auch und gerade auf die Auseinandersetzung mit der Erfahrung von Krankheit, insbesondere mit Krebs.[54] Die Konfrontation mit Krebs erschien als eine jener »körperliche[n] Evidenzen von Schrecken und Schmerz, als etwas Definitives, Unüberschreitbares, als Inbegriff einer Erfahrung«, die Michael Rutschky als charakteristisch für die Kultur der 1970er Jahre beschrieb.[55] In der Faszination von »Krankheit« und »Tod« manifestierte sich ein neuer subjektiver Erwartungshorizont, der weniger von der Hoffnung auf revolutionäre Umwälzung als vielmehr von dem Bewusstsein der Endlichkeit des eigenen Lebens geprägt war. Für Karin Struck war es genau dieses neue Zeitbewusstsein, das die Wendung nach innen mit provozierte. »Irgendwann [spürte] ich, dass ich ein Recht habe auf das sogenannte Private, auf Suche nach Glück. Ich wollte die Welt verändern, wollte etwas anderes sein, wollte mich aber nicht opfern. Die Zeit verging, und keiner fragte, wie ich altern oder wie ich mit dem Verfall meines Körpers fertig werden würde.«[56]

Die literarische und oft autobiographische Thematisierung von Krebs ist eines der zentralen Argumente für die These einer zunehmenden Innenverlagerung von Ängsten in den 1970er Jahren. In geradezu paradigmatischer Form versinnbildlichte Krebs den inneren Feind, der – angetrieben von äußeren Pathologien – zunächst unbemerkt in das Subjekt eindrang und dieses von innen her zu zerstören drohte. Die Krebs-Autobiographien bezogen sich dabei alle mehr oder weniger explizit auf psychosomatische Ätiologien. Sie reflektierten die Erkrankung und, in mehreren Fällen, den bevorstehenden Tod im Hinblick auf die gesellschaftlichen Kontexte der eigenen Lebensgeschichte. Dabei übernahm die große Mehrzahl der Krebs-Autobiographien die Interpretation der »krankmachenden Umwelt«. Am radikalsten geschah dies in Fritz Zorns *Mars*, einem Kultbuch der 1970er Jahre, in dem der Autor seine Krankheit als Produkt einer affekt- und kulturfeindlichen bürgerlichen Umwelt, als ein Symptom »verschluckter Tränen« sah.[57] Aber auch andere Autor/innen interpretierten Krebserkrankungen als eine Folge unbefriedigender Lebensumstände, insbesondere auch in der DDR (Christa Wolf, *Nachdenken über Christa T.*) als Produkt von Stress, Leistungsgesellschaft und Umweltgiften (Lydia Stephans, *Du hättest gerne noch ein bißchen gelebt*) oder als Folge der Umweltzerstörung (Ingeborg Bruns, *Das wiedergeschenkte Leben. Tagebuch einer Leukämieerkrankung eines Kindes*).[58] Die neu-subjektive Auseinandersetzung mit Krankheit enthielt demnach eine stark gesellschaftskritische Komponente. Das Leiden an der letztlich durch die Gesellschaft verursachten Krankheit verlieh politischer Kritik eine neue Form von existentieller Dringlichkeit und Emotionalität, die der eher abstrakten Analyse der Neuen Linken oft gefehlt hatte. Die eminent politische und gar terroristische Konsequenz der These von der »krankmachenden Gesellschaft« manifestierte sich

53 Volker Rittner, Krankheit und Gesundheit. Veränderungen in der sozialen Wahrnehmung des Körpers, in: Dietmar Kamper/Christoph Wulf (Hg.), Die Wiederkehr des Körpers, Frankfurt a. M. 1981, S. 45.

54 Claudia Boldt, Die ihren Mörder kennen. Zur deutschsprachigen literarischen Krebsdarstellung der Gegenwart, Freiburg 1989; Marion Moamai, Krebs schreiben. Deutschsprachige Literatur der Siebziger und Achtziger Jahre, Stuttgart 1997; Anz, Gesund oder krank?

55 Rutschky, zit. in: Boldt, Die ihren Mörder kennen, S. 180.

56 Struck, Das Private ist das Politische, S. 56.

57 Vgl. Anz, Gesund oder krank?, S. 20, S. 105–112.

58 Moamai, Krebs schreiben und Boldt, Die ihren Mörder kennen.

nicht zuletzt im Heidelberger Sozialistischen Patientenkollektiv, das die psychisch bedingte Krankheit zur »Waffe« gegen das krankmachende System erklärte.

Mehr noch als literarische Darstellungen oszillierten populärwissenschaftliche Analysen psychogener Krankheitsbilder zwischen der Identifikation »exogener« (in der Umwelt lokalisierter) – und endogener (im Verhalten des Individuums selbst angelegter) – Krankheitsfaktoren. »Faulheit, Bequemlichkeit, Unwissenheit, Skepsis, Ziellosigkeit, Angst vor einer unbekannten und gefürchteten Zukunft« oder auch »fehlende[s] Verantwortungsgefühl und Fehle[n] übergeordneter Ziele« erschienen somit ebenso als Krankheitsfaktoren wie schädliche Umwelteinflüsse.[59] Psychosomatische Ätiologien fungierten als Einfallstor einer neuen, zivilisationskritischen Gesellschaftsanalyse. Sie setzten sich ab von den sozialtechnologischen Machbarkeitsutopien der modernen Medizin, die in zentralisierten Großforschungs- und Behandlungszentren wie dem 1964 gegründeten Heidelberger Krebsforschungszentrum die vielversprechendste Form der Krebsbekämpfung identifizierten.[60] Andererseits boten psychosomatische Ätiologien aber auch Anknüpfungspunkte für einen neuen Regulierungsanspruch, der selbst die intimsten und alltäglichen Handlungen des Subjekts dem Diktat des »gesunden Verhaltens« zu unterwerfen drohte.

Unabhängig davon, ob sich der psychosomatische Fachdiskurs auf exogene oder endogene Faktoren konzentrierte, rückten die subjektiven emotionalen Befindlichkeiten des Individuums und seine Verhaltensformen verstärkt ins Zentrum von Ätiologien wie auch von neuen Therapiestrategien. Der individuelle Umgang mit Angst erhielt dabei eine zentrale, wenn auch oft mehrdeutige und widersprüchliche Funktion. »Angst« fungierte zunächst als eine der Emotionen, die externe Einflüsse in internes Körpergeschehen überführten. Dies geschah vor allem in Verbindung mit »Stress", einem Konzept, das bereits in den 1930er Jahren von dem nach Kanada ausgewanderten österreichischen Mediziner Hans Selye entwickelt worden war und im Zusammenhang mit psychosomatischen Diagnosen der 1970er Jahre reaktiviert wurde.[61] Psychosoziale Belastungen wirkten demnach angstauslösend und produzierten Stress, was wiederum die Krankheitsanfälligkeit des Einzelnen erhöhte. Dabei übernahmen deutsche Kommentatoren eine in den USA entwickelte Liste, die bestimmten Belastungen einen genauen Punktwert zumaß – der höchste lag bei 100 Punkten für den Tod des Ehepartners, geringere Belastungen wie »Ferien« »Weihnachten« und »kleinere Gesetzesübertretungen« erhielten 11 bis 13 Punkte – und identifizierten dann eine »lineare Abhängigkeit zwischen Belastung und Krankheit«.[62] Angst und Stress erschienen somit als direkter auslösender Faktor nicht nur von Herzkrankheit sondern auch von Krebs, da Krebs

59 Ernst von Aaken, Zivilisationskrankheiten und ihre Verhütung. Krebs und Herzinfarkt müssen nicht sein, Celle 1979, S. 12.

60 K. H. Bach, Denkschrift: Errichtung eines Deutschen Krebsforschungszentrums in Verbindung mit der Universität Heidelberg, Bundesarchiv Koblenz (BAK), B142/687. Zur parallelen Entwicklung in den USA vgl. James T. Patterson, The Dread Disease. Cancer and Modern American Culture, Cambridge/Mass. 1989.

61 Vgl. Hans Selye, Stress beherrscht unser Leben, Düsseldorf 1957. Während Selye einen Zusammenhang von Stress und einer Vielzahl von Krankheiten behauptete, bewertete er diesen Zusammenhang für Krebs wesentlich skeptischer (S. 216–217).

62 Wolfram Schüffel, Arbeitsansätze in der heutigen Psychosomatik: Angst, Stress und körperliches Geschehen, in: Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie 25 (1975) 1, S. 1–15.

auch als Versagen der durch fortgesetzten Stress geschwächten Immunabwehr verstanden wurde.[63]

Neben derartigen behavioristischen Reiz-Reaktions-Modellen postulierte der psychosomatische Diskurs auch die Existenz einer spezifischen Krebspersönlichkeit. Diese Vorstellung ging zurück auf die Theorien Wilhelm Reichs aus den späten 1940er Jahren, die von der psychosomatischen Literatur der 1970er Jahre – oft allerdings ohne direkten Verweis auf Reich – reaktiviert und weitergeführt wurden.[64]

Krebspatienten wiesen demnach eine »erhöhte Verdrängungstendenz von konfliktgeladenen Triebimpulsen und Gefühlen auf«, sie erfuhren im Vergleich zu Herzinfarktpatienten weniger Angst und waren äußerlich »gut angepasst an Normen und Erwartungen der Gesellschaft«. Dies resultierte jedoch aus einer »Verleugnungs- und Verdrängungstendenz« und einer Art »blockierte[m] Gefühlsausdruck«, die selbst wieder krankheitsauslösend wirkten.[65] Weitere Studien differenzierten diese Befunde und identifizierten spezifische Persönlichkeitsmerkmale oder Verhaltensweisen für bestimmte Krebsarten.[66] Interessanterweise war es – ähnlich wie im Fall internalisierter »faschistischer Verhaltensweisen« – gerade der äußere Schein der Normalität, der das Pathologische an der Krebspersönlichkeit ausmachte. Laut einer populärwissenschaftlichen Veröffentlichung erschien die Krebspersönlichkeit »nach außen hin zwar als eine gesunde, stabile und integrierte Persönlichkeit«. Der tiefenpsychologische Blick »hinter die Fassade« aber treffe auf »ein Ausmaß psychischer Gestörtheit, dass es ein Wunder ist, wie diesen Patienten überhaupt die offensichtliche Realitätsanpassung gelingt.«[67] Die These von der Krebspersönlichkeit beschrieb somit eine Abweichung von der zunehmend hegemonialen Kultur emotionaler Expressivität als pathologisch und krankheitsverursachend. Gerade weil das Subjekt in der modernen Gesellschaft zunehmend von Ängsten geplagt sei, sei es, so die Schlussfolgerung, im wahrsten Sinne des Wortes überlebensnotwendig, diese Ängste zu erfahren und zu artikulieren.

Die Subjektzentriertheit psychosomatischer Krankheitsdiagnosen blieb nicht nur auf den Umgang mit Emotionen, insbesondere mit Angst, beschränkt. Sie äußerte sich auch in einer wachsenden Sensibilisierung für die alltägliche Konfrontation des Einzelnen mit krebserregenden Stoffen in Umwelt und Nahrung. Während die Kontrolle über giftige Stoffe beispielsweise am Arbeitsplatz dem Einzelnen zunächst entzogen war und nur über einen breiteren gesellschaftlichen Diskurs thematisiert werden konnte, rückte vermehrt auch individuelles Verhalten in den Blickpunkt der Krebsätiologien. Dies betraf das Rauchen, das, wie Robert Proctor gezeigt hat, bereits von der nationalsozialistischen Gesund-

63 Irmgard Cramer, Psychosoziale Faktoren und Krebs. Untersuchungen von 80 Frauen mit einem psychosozialen Fragebogen, in: Münchener Medizinische Wochenschrift 119 (1977) 43; Hans Schaefer/Maria Blohmke, Herzkrank durch psychosozialen Stress, Heidelberg 1977.

64 Wilhelm Reich, Die Entdeckung des Orgon. Band 2: Der Krebs, Köln 1997 [1948].

65 Zitate in: Fritz Meerwein (Hg.), Einführung in die Psycho-Onkologie, Bern 1985, S. 35, 38 f.; Irmgard Cramer, Maria Blohmke, H. Scherg, Krebs auch ein psychosoziales Problem, in: Fortschritte der Medizin 95 (1977) 27, S. 27; Cramer, Psychosoziale Faktoren und Krebs, S. 1388. Vgl. auch Stephan Lermer, Krebs und Psyche, München 1982, S. 67–75.

66 D. Beck, U. König, P. Blaser, R. Meyer, J. Styk und O. Rhyiner, Zur Psychosomatik des Mamma-Carcinoms, in: Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychoanalyse 21 (1975) 1, S. 101–117; Maria Blohnke, Soziale und psychosoziale Bezüge in der Krebsgenese, in: Medizin, Mensch, Gesellschaft 1 (1976) 1, S. 32–37.

67 Lermer, Krebs und Psyche, S. 36 f.

heitspolitik als Krebsursache identifiziert worden war.[68] Als entscheidende Schnittstelle des Einflusses externer Faktoren auf das Innere des Subjekts fungierte in den 1970er Jahren aber vor allem die Ernährung. Schon in der neusubjektiven Literatur spielt das Essen als Ort der Einverleibung der Außenwelt – und damit auch der Internalisierung gesellschaftlicher Pathologien – eine wichtige Rolle. Angesichts des ständigen Zu-viel-Essens wunderte sich Karin Struck beispielsweise in *Klassenliebe* , »warum ich nicht schon längst Krebs habe«.[69] In der Tat behauptete eine Studie von 1975, dass etwa ein Drittel aller Krebserkrankungen bei Männern, die Hälfte bei Frauen, durch »Ernährungsfaktoren« bedingt seien.[70] Damit rückte einerseits die Belastung von Lebensmitteln mit Giften als möglicher krebsauslösender Faktor in den Blickpunkt.[71] Andererseits verwies der Ernährungsfaktor aber auch auf die Bedeutung von Übergewicht und falscher Ernährung, mithin individueller Lebensgewohnheiten, als Krankheitsursache.[72] In diesem Sinne sensibilisierte die krebswissenschaftliche Fachliteratur das Subjekt für die Gefahren, die sowohl in ihm/ihr selbst als auch unsichtbar in seinem/ihrem Alltag angelegt waren.

Dieser Befund lässt allerdings offen, ob sich Individuen tatsächlich in diese Subjektkonstruktionen einschrieben. Mit anderen Worten: Inwiefern wirkte die Sensibilisierung für neue Krebsätiologien auf breiterer gesellschaftlicher Basis tatsächlich angstfördernd? Trotz der methodischen Schwierigkeiten bei der Erforschung alltäglicher Gefühlspraktiken lassen sich hier zumindest einige Erkenntnisse formulieren. Dabei ist davon auszugehen, dass populäre Vorstellungen von Krebs weniger durch Gespräche mit dem Arzt als vielmehr durch die Medien, insbesondere durch Zeitungen und Illustrierte, geprägt wurden.[73] Die Boulevardpresse wie etwa die Bild-Zeitung verbreitete dabei nicht nur eine ausgesprochen pessimistische Sichtweise der Heilungschancen von Krebs. Sie rezipierte auch psychosomatische Theorien in stark verkürzter Form, etwa in der These, dass häufiger Sex, mithin starke Gefühlsexpressivität, zur Krebsprävention beitrage.[74] Darüber hinaus verweist die Studie der Ethnologin Jutta Dornheim zum Umgang mit Krebs im ländlichen Milieu der 1980er Jahre darauf, wie sich moderne Theorien der Krebspersönlichkeit mit traditionellen, »irrationalen« Vorstellungen von »etwas, das in einem drinsteckt«, verbanden. Ebenso konstatierte Dornheim ein »vagabundierendes Angstpotential«, das sich auch in der Vorstellung manifestierte, sich mit Krebs infizieren zu können, etwa durch das Einatmen vergifteter Luft, durch die Nahrungsaufnahme oder gar durch »Wasseradern« oder »Fernsehstrahlen«. Krebs erschien auch als direkte Folge individuellen Fehlverhaltens, etwa eines Übermaßes an Arbeit oder aber auch der vermuteten Tatsache, die Ehefrau des Patienten habe

68 Rober Proctor, The Nazi War on Cancer, Princeton 1999.

69 Struck, Klassenliebe, S. 228.

70 Ernst L. Wynder, Ernährung und Krebs, in: Münchner Medizinische Wochenschrift 31 (1975), S. 1265–1272.

71 Ferdinand Schmidt, Neuere Befunde zur Frage Krebs und Ernährung, in: Ernährungs-Umschau 16 (1969), S. 172–178.

72 Wynder, Ernährung und Krebs.

73 G. Neumann, Das Problem der Krebserkrankung in der Vorstellung der Bevölkerung, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift 94 (1969) 31, S. 1581–1582; Wolfgang Cyran, Krebsangst durch die Zeitung? in: Deutsches Ärzteblatt 62 (1965) 32, S. 1702.

74 Detlev Wende, Über die medizinische Berichterstattung von Krebs in Tageszeitungen und deren kritische Bewertung. Dargestellt am Beispiel der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« und der »Bild-Zeitung« in den Jahren 1974, 1976, und 1978, Bochum 1990.

»zu schlecht gekocht.«[75] Schließlich zeigen auch Studien zur Laienätiologie, wie subjektive Faktoren populäre Vorstellungen von Krebsursachen prägten. Laut einer Studie von 1969 nannte die große Mehrheit der Befragten »chemische Stoffe« als Hauptursache für Krebs, sahen aber dennoch »Ernährung« und »Lebensweise« als genauso wichtig für die Krebsprävention an wie das »Verbot giftiger Stoffe«.[76] In ähnlicher Weise konstatierte eine Untersuchung aus den 1980er Jahren eine relativ häufige Verbreitung psychosomatischer Ätiologievorstellungen bei Personen aus allen sozialen Schichten. »Psychische Faktoren« schienen eine hohe innere Kohärenz aufzuweisen und nahmen neben rein biologischen Faktoren wie »Vererbung« sowie »Luftverschmutzung, Gift in der Nahrung« und »Lebensweise« einen hohen Stellenwert in der Laienätiologie ein.[77]

In ihrem Traktat über *Krebs als Metapher* aus dem Jahr 1979 zielte die amerikanische Kulturkritikern Susan Sontag genau auf diese Form der Internalisierung psychosomatischer Denkweisen. Für Sontag repräsentierte die These von der krebsverursachenden Wirkung der Repression von Emotionen eine besonders perfide Form der Stigmatisierung, die die Schuld an der Erkrankung auf die Patient/innen selbst projiziere.[78] Psychosomatische und umweltbedingte Krebsinterpretation waren von fundamental ambivalenter, janusgesichtiger Natur. Einerseits wirkten sie in der Tat angstauslösend, indem sie alltägliche Lebensformen und Gefühlspraktiken als krankheitsverursachend identifizierten. Andererseits überführten diese Theorien die Ursprünge von Krankheit aus dem Bereich der Biologie und Medizin in den gesellschaftlichen oder biographischen Bereich und unterwarfen so die Bedingungen von Krankheit dem menschlichen Handeln. In diesem Sinne eröffneten psychosomatische und unweltorientierte Ätiologien von Krebs nicht nur eine Perspektive für eine neue, ganzheitlich orientierte Medizin, sondern mobilisierten auch eine neue subjektzentrierte Dimension politischen Handelns.[79] Anders als in der Studentenbewegung war dies nicht mehr primär auf eine wie auch immer geartete politische Utopie gerichtet, sondern motiviert durch die eher defensive Abwehr unsichtbarer Gefahren, die das Individuum in seiner physischen und psychischen Existenz existentiell bedrohten. Die Sensibilisierung des Subjekts für seine allseitige Gefährdung wurde somit zum emotionalen Antrieb neuer Formen der Politisierung.

75 Jutta Dornheim, Kranksein im dörflichen Alltag. Soziokulturelle Aspekte im Umgang mit Krebs, Tübingen 1983, S. 198–249, insbes. S. 201, S. 221 und 225. Zur Reaktion der sozialen Umwelt, vgl. auch Hans Braun, Krebserkrankung und psychosoziale Belastung, Medizin, Mensch, Gesellschaft 4 (1970) 1, S. 40–45.

76 Gerhard Neumann, Das Problem der Krebserkrankung in der Vorstellung der Bevölkerung, Stuttgart 1969.

77 Rolf Verres, Krebs und Angst. Subjektive Theorien von Laien über Entstehung, Vorsorge, Früherkennung, Behandlung und die psychosozialen Folgen von Krebserkrankungen, Berlin 1986.

78 Susan Sontag, Illness as Metaphor, London 1979.

79 Rolf Verres, Vom Tabletten-Dealen zur patientenzentrierten Medizin, in: Psychologie Heute 3 (1976) 4, S. 35–40.

III. Neue Sicherheitsregimes: Prävention und die therapeutische Gesellschaft

Neue Formen der Angst erforderten auch neue Sicherheitsregime. Es ist daher kein Zufall, dass sich die Subjekte zunehmend dem unterwarfen, was Foucault als »Technologien des Selbst« bezeichnete.[80] Individualsportarten wie Jogging, das in der vom Deutschen Sportbund initiierten flächendeckenden Einrichtung von »Trimm-Dich-Pfaden« gewissermaßen institutionalisiert wurde, aber auch Yoga oder »Body-Building« erfuhren in den 1970er Jahren einen massiven Aufschwung.[81] Neue Praktiken des Selbstmanagements zeigten sich auch in neuen Formen der Diät wie auch insbesondere in einer Ausweitung psychotherapeutischer Angebote.[82] In der »ersten Psychotherapie-Richtlinie« wurden die Psychoanalyse und die Tiefenpsychologie erstmals über die Krankenkassen abrechenbar.[83] In der Tat erfuhr die Bundesrepublik – mit etwa zwanzigjähriger Verspätung gegenüber den USA – in den 1970er Jahren den Übergang von einer durch die Sozialwissenschaften bestimmten Konsumgesellschaft zu einer durch die Psychowissenschaften bestimmten therapeutischen Gesellschaft.[84] Das Ziel der therapeutischen Gesellschaft war dabei ein durchaus optimistisches, ja utopisches; es bestand nicht nur in der Heilung offensichtlich Kranker, sondern der Maximierung von Lebensglück und Authentizität Gesunder, gerade auch über das Erlernen der Fähigkeit zur Artikulation von Ängsten.[85] Dennoch war der Psychoboom der 1970er Jahre auch defensiv ausgerichtet. Therapie diente nicht zuletzt dem Ziel der Stabilisierung verängstigter und verunsicherter Subjekte. So beschäftigte sich die 26jährige Studentin Hanna B. in ihrem Tagebuch aus den 1970er Jahren trotz Reisen nach Israel und dem Iran fast ausschließlich mit »Psychokram«.[86] Ein Leitmotiv des Tagebuchs bestand in dem Versuch, Ängste in freundschaftlichen und sexuellen Beziehungen – einschließlich einer achtjährigen Psychotherapie –zu artikulieren und loszuwerden.[87]

Ein zur Entwicklung einer therapeutischen Gesellschaft analoger Paradigmenwechsel zeichnete sich auch in der Krebsbekämpfung seit den späten 1960er Jahren ab. Neben die ausschließliche Fokussierung auf die Therapie und frühzeitige Diagnose trat nun die Krebsvorsorge.[88] Krebsvorsorge unterschied sich fundamental von Früherkennung, da sie auf vermeintlich oder wirklich Gesunde abzielte, die keinerlei Krankheitssymptome auf-

80 Michel Foucault, Die Sorge um Sich. Sexualität und Wahrheit, Bd. 3, Frankfurt a. M. 1995.

81 Bernd Wedemeyer, Sport und Körper – Zwischen Leibesübung und Selbstfindung, in: Richard von Dülmen (Hg.), Die Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Köln 2001.

82 Georg R. Bach/Haja Molter, Psychoboom. Wege und Abwege moderner Therapie, Düsseldorf 1976.

83 URL: http://www.sgipt.org/berpol/gesptvg0.htm#1967.

84 Das Konzept der »therapeutischen Gesellschaft« stammt aus der US-amerikanischen Historiographie, vgl. auch Ellen Herrman, The Romance of American Psychology. Political Culture in the Age of Experts, Berkeley 1995; Eva S. Moskowitz, In Therapy We Trust, Baltimore 2001. Vgl. auch Kursbuch 82 (1985): Die Therapie-Gesellschaft.

85 Anne-Marie Tausch, Gespräche gegen die Angst: Krankheit, ein Weg zum Leben, Hamburg 1981.

86 Tagebuch der Hanna B., Nr. 1495, I,2; Deutsches Tagebucharchiv, Emmendingen; Zitat in Eintragung vom 3.12.1977.

87 Vgl. ebd., Eintragungen vom 21.4.1975; 14.5.1975; 10.1.1977.

88 David Cantor, Introduction: Cancer Control and Prevention in the Twentieth Century, in: Bulletin of the History of Medicine 81 (2007) 1, S. 1–38. Zur Vernachlässigung präventiver Konzepte in der Bundesrepublik bis in die 1960er Jahre, vgl. Ulrike Lindner, Gesundheitspolitik in

wiesen. In diesem Sinne wies die Krebsvorsorge ähnlich wie der therapeutische Impetus über die durch das traditionelle Gesundheitssystem abgesicherte Versorgung Kranker hinaus. Interessanterweise verglich der Staatssekretär im Bonner Gesundheitsministerium, von Manger-König, anlässlich eines Sachverständigengesprächs zur Krebsvorsorge die Stellung des Vorsorgearztes explizit mit der des Psychotherapeuten.[89] Seit den späten 1960er Jahren waren einzelne Krankenkassen dazu übergegangen, Vorsorgeuntersuchungen in ihren Leistungskatalog aufzunehmen. Ab dem Jahr 1971 wurden jährliche Vorsorgeuntersuchungen für Frauen ab 30 und Männer ab 45 Jahren für bestimmte Krebsarten grundsätzlich von den Kassen erstattet.[90] Obwohl die Krebsvorsorge zunächst als Methode zur Eindämmung von Krebs konzipiert worden war, wirkte sie jedoch zugleich wieder angstauslösend. Gerade die wachsende Propagierung der Vorsorgeuntersuchung rückte das Thema »Krebs« weiter in das öffentliche Bewusstsein. Einzelne Experten sahen in der Werbung für Krebsvorsorge schlichtweg einen Versuch, »Schrecken zu verbreiten«, und votierten dafür, »erst dann aufzuklären, wenn die Gefahr einer Erkrankung wirklich gegeben ist«.[91] Die Propagierung der Krebsvorsorge stand vor der Aufgabe, die Angst vor Krebs zu reduzieren ohne dabei jedoch die »bedrohlichen Aspekte des Themas [...] zu neutralisieren.«[92] Ihre Effektivität basierte vor allem darauf, dass die Angesprochenen existierende Ängste in aktives Handeln – den Gang zum Arzt – umsetzten anstatt in passive Resignation zu verfallen.[93] Das Beispiel der Krebsvorsorge lässt erkennen, wie neue Sicherheitsregime unbeabsichtigte emotionale Konsequenzen provozierten und somit auch immer wieder neue Formen des Emotionen-Managements erforderten.

IV. Ausblick: Angst in den 1980er Jahren

Die neue Form angstbesetzter Subjektivität der 1970er Jahre war eine wichtige epistemologische Voraussetzung für die sozialen Bewegungen der 1970er und 1980er Jahre. Insbesondere in der Umwelt- und der Friedensbewegung bündelten und (re)politisierten sich die ubiquitären Ängste der 1970er Jahre erneut. Tatsächlich lässt sich die frühe Umweltbewegung seit Anfang der 1970er Jahre nicht allein auf ein traditionelles, konservatorisches Interesse an der Bewahrung der Natur zurückführen. Sie war vielmehr vor allem ein Produkt von, wie Kai Hünemörder schreibt, »veränderte[n] Wahrnehmungsweisen in Administration, Politik und Öffentlichkeit«.[94] Die subjektive Wahrnehmung einer buchstäblich »unter die Haut gehenden« Bedrohung des Selbst durch giftige Stoffe in Nahrung und Umwelt trug nicht nur zum

der Nachkriegszeit. Großbritannien und Bundesrepublik Deutschland im Vergleich, München 2004, S. 511–519.

89 Protokoll des Sachverständigengesprächs über den weiblichen Brust- und Genitalkrebs am 17.4.1969, BAK B142/4093.

90 G. Naumann, Stand der Krebsvorsorgeuntersuchung in der Bundesrepublik, in: Das öffentliche Gesundheitswesen 32 (1970) 5, S. 209–218; Dunkle Schatten, in: Der Spiegel 24 (1970) 24, S. 139.

91 Prof. Dr. med. Heinz Grunze, Düren, an BMinGesundheitswesen, 8.3.1969, BAK B142/4093.

92 Paul Probst, Die Angst vor der Krebsvorsorge, in: Psychologie Heute 2 (1975) 2, S. 63 ff., S. 75 ff.

93 Rolf Verres, Wie beeinflusst die Angst vor Krebs die Motivation zur Krebsvorsorge? in: Medizin, Mensch, Gesellschaft 3 (1978), S. 153–160.

94 Kai F. Hünemörder, Die Frühgeschichte der globalen Umweltkrise und die Formierung der deutschen Umweltpolitik (1950–1973), Stuttgart 2004, S. 16.

»explosionsartigen Bekanntheitsschub von Umweltschutz« bei, sie ließ diesen auch als eine Art existentielle Notwendigkeit erscheinen.[95] Die Sensibilisierung des Selbst für die Risiken der modernen Industriegesellschaft bereitete somit den Boden für eine neue Fundamentalpolitisierung in der Umweltbewegung. Diese definierte sich nicht nur über die Objekte des Protests, sondern auch über dessen emotionale und subjektive Motivationen. So betonte der Anti-Atomkraft Aktivist Hans Christoph Buch in seinem »Gorleber Tagebuch« genau diese emotionale Dimension des Protests.[96] Der moralische Absolutheitsanspruch der sozialen Bewegungen der 1980er Jahre resultierte aus dieser untrennbaren Verbindung mit einer neuen Form angstbesetzter Subjektivität. Gerade weil der Protest subjektiv und existentiell notwendig geworden war, entzog er sich tendenziell den traditionellen Verhandlungsformen parlamentarischer Demokratie oder musste erst, wie im Konflikt zwischen »Fundis« und »Realos« bei den Grünen, graduell in diesen inkorporiert werden.

Mit der Friedensbewegung der frühen 1980er Jahre erreichte die politische Mobilisierung von Angst ihren vorläufigen Höhepunkt in der bundesrepublikanischen Nachkriegsgeschichte. Während die Fähigkeit zur Erfahrung und Artikulation von Angst in den 1970er Jahren noch als Ausdruck einer gesunden Subjektivität erschien, nahm Angst in den politischen Auseinandersetzungen um den Nato-Doppelbeschluss nun den Charakter einer höheren Form von Rationalität an. Angesichts der Aufrüstung der Supermächte, so das Argument der Friedensbewegung, war Angst die angemessene und rationale Reaktion auf eine als apokalyptisch wahrgenommene Bedrohung.[97]

Gleichzeitig provozierte die Proliferation öffentliche Angstbekenntnisse auch eine konservative Gegenreaktion.[98] Diese kam oft auch von Liberalen, die noch eher im emotionalen Regime der Nachkriegszeit sozialisiert waren und der neuen Kultur emotionaler Expressivität ausgesprochen skeptisch gegenüberstanden. So denunzierte der Heidelberger Psychiater Walter von Baeyer beispielsweise die Angstkultur der 1980er Jahre als Manifestation einer »Sekuritätssucht«, [die] »wie jede toxische Sucht auf kein Mittel der Stoffbeschaffung verzichtet.« Eine Gesellschaft der »Angstmacher« und »Angsthaber« produziere so immer mehr »Weltuntergangsphantasien in obsessiv neurotischer Form«.[99] Die politische Auseinandersetzung zwischen der Friedensbewegung und den Befürwortern der Abschreckung war demnach strukturiert durch die Dichotomie zwischen objektiv begründbarer »Realangst« einerseits und neurotischer Angst andererseits.

Während die im Zusammenhang mit der neuen Subjektivität der 1970er Jahren erfahrenen und artikulierten Ängste bereits vielfach den bloß nationalen Rahmen sprengten, erhielt die Entterritorialisierung von Angst im Verlauf der 1980er Jahre eine neue Qualität. Mit der Katastrophe von Tschernobyl, aber auch mit dem Aufkommen globaler Infektionskrankheiten, insbesondere AIDS, entwickelte sich ein neues, nun dezidiert globales Angst-

95 Ebd., S. 187, vgl. auch Kai F. Hünemörder, Kassandra im modernen Gewand. Die umweltapokalyptischen Mahnrufe der frühen 1970er Jahre, in: Frank Uekötter/Jens Hohensee (Hg.), Wird Kassandra heiser? Beiträge zu einer Geschichte der »falschen Öko-Alarme«, Stuttgart 2004, S. 78–97.

96 Hans Christoph Buch, Berichte aus dem Inneren der Unruhe. Gorleber Tagebuch, Hamburg 1984.

97 Vgl. Andreas Wirsching, Abschied vom Provisorium, 1982–1990, München 2006, S. 79–106.

98 Axel Schildt, »Die Kräfte der Gegenreform sind auf breiter Front angetreten«. Zur konservativen Tendenzwende in den Siebzigerjahren, in: Archiv für Sozialgeschichte 44 (2004), S. 449–478.

99 Walter von Baeyer, Angst- und Sicherheitsbedürfnis, in: Herrman Faller/Herrmann Lang (Hg.), Das Phänomen Angst. Pathologie, Genese und Therapie, Frankfurt a. M. 1996, S. 74–79.

regime. Anders als noch in den 1970er Jahren konnten neue Bedrohungsszenarien – bis hin zur Furcht vor Bio-Terror – nicht mehr in nationalen Kontexten verortet werden, sondern wurden zunehmend global. Gleichzeitig rekurrierten die dadurch produzierten Sicherheitsvorstellungen nicht mehr, wie noch in den 1970er Jahren, auf Psychotherapie und Psychosomatik. Vielmehr war es nun vor allem die Biologie, insbesondere die Immunologie, die die Metaphorik für die semantische Abwehr neuer globalisierter Ängste bereitstellte. Im Zeitalter beschleunigter Globalisierung und transnationaler Migration war es nun besonders die Mobilisierung des körpereigenen Immunsystems, die das Individuum und die Gesellschaft vor der Invasion des fremden »Anderen« schützen sollte.[100]

100 Philip Sarasin, »Anthrax«: Bioterror als Phantasma, Frankfurt a. M. 2004; Barbara Duden, Die ökologische Enteignung des Körpers. Wenn Denkweisen aus der Umweltbewegung in unser Verständnis von Gesundheit eingehen, in: Politische Ökologie 47 (1996), S. 64–67.